

Joseph Zoderer

hat in Wien Jura, Philosophie, Theaterwissenschaft und Psychologie studiert. Neun Jahre lang arbeitete er als Journalist, reiste dann durch Südeuropa, die USA, Kanada und Mexiko, bevor er zehn Jahre Redakteur beim RAI-Rundfunk in Bozen war. Seit 1981 freier Autor in Südtirol, korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

Die Identitätssuche von Menschen, die wie er selbst als Südtiroler zwischen den Kulturen leben, ist Zoderers Hauptthema. Intensiv beschäftigt er sich in seinen Werken mit dem Zusammenleben zwischen Italienern und Deutschen, kritisiert die starren Grenzen, die keinen Kulturaustausch ermöglichen.

Joseph Zoderer

Die Innenseite der Zeit in Calw

*Geschrieben während des
Hermann-Hesse-Stipendiums in Calw,
Mai bis August 2007*

Calwer Hermann-Hesse-Stiftung

Sonderdruck der Sparkasse Pforzheim Calw | 2009

Jetzt habe ich

hie und da eine Nacht

Heimweh nach Calw

Hermann Hesse

*Er wusste, dass es ihm gut ging –. Das hohe
Gras erinnerte ihn an das Gehen mit nackten
Füßen zu Kriegszeiten. Jetzt schien die
Morgensonne auf die Halme, er schritt über den
schmalen Asphaltstreifen einer Landstraße, ein
einzelner stehender Birnenbaum grüßte ihn, ebenso
ein alter Apfelbaum. Er zog seinen Strohhut.
Was war das für ein Glück gewesen, an das die
Grashalme der sonnigen Wiesen ihn erinnerten?
Er wusste es nicht mehr, ahnte es höchstens,
wenn er die weiße Blüte einer Taubnessel
zwischen den Lippen presste.*

*Es ging ihm gut; seltsam, wie nahe dieses
Gutgehen der düsteren Leere sein konnte. Aber
davor bewahrten ihn die langstengeligen grünen
Halme. Im Vorbeischreiten ließ er seine
Hand darüber streifen, spürte das sanfte Kitzeln
an der Haut, als hätte er Sonnenstrahlen vom
Gras gewischt.*

*Nur im Wald entkam er sich nicht – auch
wenn die Zeit durcheinander geriet, schaute
er immer seltener auf die Armbanduhr. Die oft
schnurgerade angelegten Waldwege zu sicheren
Wanderzielen mied er, wo es nur ging, entschied
sich lieber für einen überwucherten Pfad, verlor
auch manchmal die Orientierung und freute*

4

*sich, wenn er an einen Waldrand gelangte und
die grüne Weite einer geneigten Wiese betrachten
konnte oder das bläuliche Grün dicht wachsender
Kornähren im Mai.*

Die Wohnung war geräumig, Sommerlicht strömte schon um fünf Uhr morgens mit den ersten Gesängen der Stadtvögel durch das Fenster.

Er sprach nicht mit sich, hatte sich noch nie in der Stille der Wohnung sprechen gehört, auch nicht im Wald, höchstens vielleicht einmal ein einzelnes Wort, ein Wutwort, ein Zornwort, aber nie im Wald.

In einem düsteren Saal, vollgestellt mit Plüschsesseln, aß er eine Pizza Margherita, er war der einzige Gast in diesem Obergeschoss eines italienischen Restaurants, in das ihn eine füllige, geblondete Frau hinaufgeführt hatte.

Durch ein kleines Fenster zu seiner Linken sah er auf ein graues Stück Asphalt hinunter. Um so sonniger schmeckte ihm der apulische Rotwein, den ihm die deutsche Immacolata, so ließ sie sich nennen, auf das weiße Tischtuch gestellt hatte.

Nie zuvor waren ihm so viele Pärchen mittleren Alters und ältere aufgefallen, die händchenhaltend daherkamen, nicht gerade so als hätten sie sich eben erst kennengelernt; die meisten von ihnen spazierten stumm vorbei, redeten eben im Moment nicht miteinander oder hatten sich vielleicht schon alles gesagt, auf jeden Fall aber hielten sie einander fest. Bei genauerem Hinsehen bemerkte er, dass die Frauen meistens deutsche, die Männer hingegen Italiener, Türken,

5

Bosnier oder Portugiesen waren. Und außerdem waren es sehr oft Blondinen, ja das fiel ihm auch noch auf, dieses helle, gläsern leuchtende Blond der alterslosen Frauen.

Später saß er in einem Biergarten zwischen leeren grünen Stühlen, einige Tische entfernt kauerte ein junger Inder mit dem Rücken zu ihm, er rauchte eine Zigarette und trank in langen Abständen aus einem nach oben ausschwingenden Glas weißschaumiges Weizenbier. Hinter der niederen Ufermauer hörten sie wohl beide das träge Fließen des Flusses Nagold.

Eines war gewiss, sein Gehen hier war kein Besitzergreifen und auch keine Einmischung, nein nein, schrie es in ihm, kein Heimischwerden!

Er war bereit zu staunen, zu bewundern, aber nicht zu lieben, er wollte diese Bäume, diese Sträucher nicht lieben, er wollte nicht für immer zu ihnen gehören. Ohne Wenn und Aber, auf jeden Fall ohne Schmerz, wenn möglich auch ohne Wehmut, wollte er eines Tages wieder verschwinden und nichts mitnehmen und nichts zurücklassen.

Dankbar allerdings war er für den Anblick des ihm nicht Zugehörigen, sei es das sonnenglänzige Grün eines Buchen- oder Ahornblattes oder eines Grashalmes, ebenso für das weißliche Grau der Kieselsteine oder das Braun der Fichtennadeln und Kiefernadeln auf den Waldwegen. Er sah wie durch aufgerissene Fenster in diese Heimat der anderen, er verneigte sich, klatschte in die Hände und freute sich auch über den eben einsetzenden Regen.

6

*Am Sonntagmorgen begegnete er auf den
Straßen höchstens einem altgewordenen
Italiener, einem Türken oder Bosniaken. Jeder
Winkel der Innenstadt wie leergefegt. Ein verlassenes
Theater. Das Stück war zu Ende gespielt,
irgendwann, die Kulissen standen noch.
Regennasser Asphalt, von Windhasen keine
Spur, die Schaufenster sind blind, zum Glück,
ihn gelüstete nicht nach einer Kleiderpuppe.
Regennass waren auch die Bäume im Wald, aber
nur auf einer Seite, auf der nach Nordwesten.
Er sah auf eine gehäusefreie, rostbraune
Schnecke hinab, im Halbdunkel dieses
Hochwaldes, wissend und unwissend zugleich,
hielt er in seiner Ziellosigkeit inne: war es das
fingerdünne Stück eines abgefallenen Astes,
oder? Er hob nicht den Fuß, er wartete. Und es
bewegte sich. Ein dürrer Kiefernzapfen lag auf
dem Weg, und der wurmartige Moluskenkörper
glitt (scheinbar unbewegt, so langsam erschien
es ihm) auch über dieses hartschalige Hindernis
hinweg. Waren es fünf, zehn oder mehr Minuten?
Die Schnecke, der dunkle Hochwald und dieses
Ich: warum war er hier? Warum gab es ihn überhaupt?
Noch nie hatte er sich gefragt, ob er ein
Recht habe unglücklich zu sein.
Alles, was ihn umgab, war Mannigfaltigkeit,
Unbekanntes, das zumindest an der Oberfläche
erfahrbar war. Dass er darin vorkam wie die
hauslose Schnecke oder der von ihrer Kriechspur
angeschleimte Kiefernzapfen, das machte ihn
erschauern. Er bückte sich und rieb mit einer
Handfläche den Waldboden.*

7

*Schon wenn er sich in sein Auto setzte, nahm
er sich als Teil dieser Welt an, er sah sich, wie er
den Zündschlüssel ins Schloss steckte, er sah die
kahlen, grauen Betonwände der Parkgarage, aus
der sein Auto ihn hinausrollte in das Morgenlicht,
in das Grün der Landschaft. In der Nacht war ein
Gewitter mit Hagelschlag niedergegangen, streckenweise
waren die Waldschneisen morastig,
immer wieder wich er seitlich auf Moospolster
aus. Dann stand er plötzlich vor meterlangen
Buchenscheiten, die mannshoch zwischen fünf
oder auch zehn Meter entfernt aufragenden
Stämmen gestapelt waren, er freute sich über
diese getrockneten, wuchtigen Hölzer, hörte das
Feuer prasseln, das in ihnen schlummerte, sah
sie glühen und verglimmen an Winterabenden
in offenen Kaminen.
Am helllichten Nachmittag war er eingeschlafen
und hatte tatsächlich von der nackten
Liebe geträumt und hatte sich um äußerste
Zärtlichkeit bemüht, die unerwartet bräunliche
Haut der mädchen schlanken Liebe begrüßt,
Kuss um Kuss, dabei das Gesicht staunend erkannt
und gefragt: Fühlst du dich fremd? Nein,
war die Antwort. Aber auch im Traum dieses
Bewusstsein von Schuld am Fremdsein.
Warum ließ er sich ein? Warum ließ er sich
von den Wünschen anderer antreiben, vor sich
her treiben? Im Traum sah er sich barfuß, mit
einer Schlinge um den Hals über regennassen*

Pflasterstein torkeln: das Hemd zerrissen und die Hose von seinem Blut gefärbt. Ihm hatte man den letzten Wunsch von der Zunge geschnitten.

8

Aber er war ja nie allein, er hatte seine Stimmen, jederzeit abrufbar. Oft genügte es, ein Stück Hausmauer mit dem Blick auf einen Pflasterstein zu verbinden, um Vergangenheit zu spüren und zwar das Befremdliche dieses anderen Ortes. Mehr konnte er nicht tun, als den Schatten suchen, den die Häuser warfen, und manchmal bot sich ein Arkadengang an. Er ging vor sich hin, als wäre er vor jedem Auge geschützt. Niemand kannte ihn, er war höchstens ein unbekanntes Kuriosum. Der Mann mit dem Hut. Auffällig auch dadurch vielleicht, dass er fast immer als erster das nächste geöffnete Café betrat und dem zu Folge als erster einen ersten Kaffee bestellte. Und lange blieb er jeden Morgen der einzige Gast. Seine Stimmen begleiteten ihn, auch wenn er sie auf Lautlos stellte und seinen Blick von ihnen unabhängig zu machen versuchte, auf Spazierwegen, die auf- und ab führten unter dem Laubdach von Buchen, Ahorn und mächtigen Eschen. Das Alleinsein versetzte ihn in seine Kindheit, als er noch ungeübt war in der Angst.

Seine Ohren dröhnten, aber es war nur die Stille des anderen Alleinseins, die so etwas wie ein andauerndes Summen erzeugte.

Ein Wiesenstück, an dem er vorbeikam, war durchsetzt von rotvioletten, wildwuchernden Akeleiblüten. Als der Regen einsetzte, kehrte er nicht um, im Gegenteil, er freute sich, dass sein Gesicht nass wurde.

Einmal auf der Brücke und das Strömen des steingrauen Flusswassers unter dem Blick, fühlte er sich in der richtigen Ferne.

Den Nachmittag hatte er wie ein Erschöpfter

9

verbracht, zwischen Schlaf und Halbwachsein. Später war er ans Fenster getreten und hatte auf den menschenleeren Hermann Hesse-Platz geschaut. Die Luft war warm, das Grün der Ahornwipfel und Linden fern hinter den Hausdächern leuchtete noch in der Sonne. Am nächsten Tag bummelte er durch den Friedhof, der von einem starken Vormittagslicht bestrahlt war, er flanierte durch diesen grünen Totengarten ohne Stille, hinter jeder Buchsbaumhecke lärmte die Hauptstraße. Gegenüber dem Friedhofseingang tankte er Superbenzin, natürlich Selfservice.

Ihm war, als hätte ihn die Zeit mit einer Art Fremdheitshaut überzogen, mit einer Immunitätshaut gegen die Vergangenheitsvertrautheit. Oder was war es, das ihn so ungezwungen heiter stimmte, wenn er die Gegenwart mit anderen teilte? Während er sich wunderte über das Andere, das von ihnen ausging.

Hat es irgendeinen Sinn, von Abschieden zu reden, von Gestern, Vorgestern? vom Alleinsein? vom Nebel, der an den Fensterscheiben klebt? Diese Umarmungen, denen er sich aussetzte,

die er letztendlich suchte, obwohl sie ihn ja nur wegdrückten von sich selbst. Diese Armseligkeit seines wunden Weltblicks, der schließlich in Kurzsichtigkeit enden musste. Sein Alleinsein war ein Opferritual, womit er sich vielleicht unnötig bestrafte. Sogar Mozart war ihm heute zu laut, nicht einmal Chopin ertrug er, aber Beethoven, seltsamerweise half ihm heute Beethoven, nein, er hörte nichts Triumphales und erst recht nichts Arrogantes aus der „Pathetique“ heraus,
10

vielmehr Trauer, die Traurigkeit, die er heute brauchte. Er hatte über den ganzen Tisch eine Landkarte gebreitet, eine Europakarte, ohne willens zu sein, eine bestimmte Route zu studieren: Nur drauflosfahren. In der Küche räumte er leere Flaschen in zwei Plastiksäcke. Im Grunde lebte er in einer gläsernen Gegenwart, in der auch die Vergangenheit gläsern war und wie auch die nächste Zukunft es noch sein würde, wenn er sich nicht anders entschlösse. Obwohl er wusste wie ungesund diese fettigen Chips sind, schob er sich doch immer wieder eine der gewellten Pommesscheiben in den Mund. Vor dem Fenster des Cafés fielen Regentropfen durch die Blätter der Alleebäume, alles in allem genoss er die Harmonie dieser Stunde. Eigentlich hatte er nie gedacht, dass er diesen August so erleben würde. Die Brombeeren begannen sich schwarz zu färben und auch die Holunderbeeren dunkelten schon. Am Morgen war das Gras nass gewesen von Tau, er hatte die Schuhe ausgezogen und war barfuß weitergegangen, als wollte er so der Erde danken.

Er hatte sogar das Moosgrün auf einem Stein betastet und welches Laub vom Vorjahr auf dem Waldboden durcheinandergerührt. Ohne Hemd war er hinauf in den Wald, aber eine hemdähnliche Jacke hatte er angezogen und die Ärmel bis zum Ellenbogen aufgekrempelt. Die Sonne brach durch die schütterten Wipfel der hochstämmigen Kiefern. Er schritt aus, als hätte er hinter sich eine Kompanie, es machte Spaß, wieder mit den Schuhen auf dem regenweichen, malmigen Nadelboden auszuschreiten. In der
11

Nacht hatte es geregnet, es musste ein heftiger, langer Regen gewesen sein, nichts davon hatte er in seinem dumpfen Schlaf mitbekommen, jetzt war sein Marschieren von der Sonne begleitet, sie hing über ihm in den Wipfeln, die noch vom Nachtregen tropften. Einmal blieb er stehen, weil er ein Geräusch hörte und noch einmal, weil ein Vibrieren..., ja, als ginge ein Zittern durch die schlanken Stämme, die astlos waren, bis hinauf zu den lichthungrigen Kronen. Vom Nadelwald gelangte er unter dickstämmige Buchen und Eichen und er erschrak beinahe, als *ihn* ein joggendes Mädchen überholte, eine schöne, junge Frau, die ihn an den Traum der letzten Nacht erinnerte, obwohl sie blond und nicht schwarzgelockt war und nicht mit ihm in einem Zugabteil fuhr. Mitten auf der Strecke hatte der Zug gehalten und die junge Schwarzgelockte, mit den

geschwungenen Lippen, die neben ihm saß und die er während des Traumes nie anzusprechen gewagt hatte, packte seine Hand und sprang mit ihm aus dem Waggon. Er hörte noch immer ihre Worte: Jetzt werde ich wohl deine Geliebte. Noch immer sah er, wie sie auf eine Ruinenlandschaft zuginen und die Häuserruinen mit Steinen bewarfen. Ich bin ja wirklich, jubelte es in ihm, jedenfalls von Zeit zu Zeit, nicht immer. Trotzdem friert er, die Schweißtropfen gefrieren scheinbar unter seinem Hemd, seine Gedanken flattern wie angeschossene Vögel zu Boden und sind nicht Vögel, sind nicht angeschossen, sind Essigfliegen, die er in seinem Zimmer zertrampelt. Er hasst die Nachmittage, eingeklemmt in grundloser Öde, festgefroren in Eis, obwohl es schwül ist, obwohl wieder ein kurzer Platzregen niedergeht, obwohl er gemütlich sitzt unter

12

einem wasserfesten Dach. Also gut, sagte er laut zu sich, als er noch einmal hinauslief. Aber auf dem Weg durch die Felder wagte er nicht mehr zu schreien, auch wenn weit und breit kein Mensch unterwegs war, nein, er flüsterte: also gut, und wurde bestätigt durch ein lilablühendes Distelfeld zwischen einem geradfurchigen, weißblühenden Kartoffelacker und einem schon bräunlich gefärbten Kornfeld – ein lila Distelfeld. Er blieb abrupt stehen und starrte auf die zausigen hellvioioletten Blüten, auf diese weite Fläche von hunderttausenden Distelblüten. Wirf dich hinein, rief es in ihm, los, heb die Füße und schmeiß dich hinein! Doch er kehrte sich ab und schritt schneller aus, er verstand plötzlich nicht mehr sein Unterwegssein.

Obwohl er geschwiegen hat, hat er sich die Seele aus dem Leib gespuckt. Was nützt es, was hilft es? Er kann nicht einmal seinen Hund streicheln, nicht zwischen den Ohren kraulen. Und das ist nicht alles. Die Nacht ist grauenvoll. Die Rose sah er erst, als er nur mehr einen Schritt davon entfernt war, sie lag frisch und samtrot mitten auf der Straße. Die hebst du auf, sagte er sich und ging dennoch weiter. Aber nach zwei, drei Schritten drehte er sich entschlossen um –, in diesem Augenblick rollte ein Mercedes aus einer Parklücke und fuhr langsam mit dem linken Vorderrad über die Blume.

Was ihn immer aufs Neue verwunderte: Dass ihm das Wesentliche nicht einfiel oder doch so selten, dass es beinahe wie nie war. Du hast ja so

13

sehr gelebt, hörte er beispielsweise die Stimmen. Und er fragte sich: was für ein Leben? Ein so simples, so harmloses, so kindsköpfiges, hast von Mord und Totschlag nur gelesen, nie auf andere Menschen schießen müssen, kaum Hunger gelitten (den Kindheitshunger wie vergessen!), tatsächlich keinen wirklich großen, alles verändernden Verlust erlitten, dafür freilich das übliche Kriminelle des biederlichen Alltags begangen, ja irgendwie abgespult... Liebe gesucht, genossen, verraten, ohne sich als Verräter zu

fühlen.

Auf beiden Talseiten war er die möglichen Waldwege abgegangen, er liebte die sonnedurchlässigen breiten Waldschneisen, die grasbewachsenen, an deren Rändern die gelben Königskerzen meterhoch standen, aber er wich den geradlinigen Wanderrouten aus, die in nichts als in Langeweile führten. Lieber als Menschen begegnete er einem über den Weg hoppelnden Hasen. Den musste er nicht mit einem jähen Lächeln grüßen, den verjagte er mit der freundlichsten Annäherung.

Es musste doch eine Lösung geben, aber er suchte gar keine. Das fiel ihm erst nach stundenlangem Gehen ein: Dass er nicht suchte. Als ob er kein Problem hätte. Er suchte nicht. Als ob er überhaupt nichts finden wollte. Menschen wurden jetzt, während er dies überlegte, auf allen Kontinenten abgeschlachtet, und er dachte an die von ihm nicht geschätzte Geradlinigkeit von Waldwegen! Es fehlte nur, dass er die Schottersteine auf seinem Höhenweg zu zählen anfing.

Letztendlich flanierte er durch eine Art

14

Gewöhnungsparadies. Der Cafetière, ein mazedonischer Koloss, der sich Jacky nennen

ließ, schüttelte ihm, kaum dass er sich an ein Tischchen gesetzt hatte, die Hand, grundlos, wie er staunend meinte, und der Cafetière schüttelte ihm wieder die Hand, kaum dass er seinen Kaffee getrunken hatte und noch gar nicht gehen wollte.

Alles echte Phantasien, sagte er sich mit stummem Mund und erkannte im Wald keinen Baum wieder, obwohl er mehrmals stehen blieb und genau hinschaute. Er weiß es noch immer nicht, wie er seinen Frieden finden kann. Wie wegkommen aus dem Geliebtwerden? Aus dem Gebrauchtwerden. Aus dem Brauchen. Noch schlafend, jedenfalls aus dem Halbschlaf heraus hört er ihre Telefonstimme, von ihrem Bett aus oder von ihrer Wohnzimmercouch her ruft sie ihn an; eben noch hat er im Traum einen Fußball mit einer jungerfahrenen Liebdienerin auf einem Hinterhof hin und her gekickt, bereit, jetzt über eine Stiege in ihr Zimmer zu gehen, da ist diese Telefonstimme so lebensquirlig in seinem Ohr, tanzt und jongliert in seinem Halbschlafkopf, dass er erst nach einer Weile bemerkt, wie er nichts als schweigt und der anderen Stimme nachlauscht, mit der er doch gerade über die geträumte Stiege hinaufgehen wollte. Macht nichts –. Auch diese zwei Worte bekam er nicht aus dem Kopf, als ob er alles, was an Leben ihn bestürmte, damit hätte wegschieben können. Alles, was er nicht auslebte, was er zu versäumen glaubte. Alles, wovor er sich letztendlich drückte. Wenn er sich nur einmal selbst am Kragen hätte packen und herumdrehen können,

15

um sich selbst in die Augen zu blicken. Dann – er wusste ja gar keine Richtung, kein Ziel. Er spielte sich doch alles nur vor. Oder spielte mit, was die anderen ihm zutrauten oder zumuteten. Und die meiste Zeit spielte er sich damit auch auf. Und

wusste ganz und gar nicht, wie weiter und wie
wohin.

Das eine war der Wald, oder immer wieder
das Gehen in den Wald, durch den Wald,
überhaupt die ersten Schritte, die ersten Blicke,
womit er die Bäume an sich heranzog, aber nicht
nur die Bäume, auch das Moos, das Gesträuch,
die Erdfurchen des Weges und das Netz der
Lichtstrahlen zwischen den Stämmen.

Das andere war das Fahren mit seinem
Hybrid-Auto, dieses stumme Aufnehmen und
Verlieren der Landschaft, der vorbeifliegenden
Welt, im Regen, im Morgennebel, in der prallen
Nachmittagssonne, dieses dumpfe Abrechnen
mit der Zeit und dem Verlorenen, das keine
Erinnerung zurückgibt, ob es nun Grasweiden
waren, Kornfelder, Liebe oder Tankstellen. Der
Tag – so früh er auch begann – war ihm fast
immer zu kurz. Noch im Bett liegend, verflog
ihm die Zeit, wach zwar und denkend, ohne
die Gedanken bewusst zu Ende zu denken, zwischen
Lichtansalten, Vorhänge zurückziehen,
den Musikrecorderknopf drücken, die
Augenauswaschen – hasteten die Minuten
dahin, kaum sah er auf die Uhr, war eine Stunde,
waren zwei Stunden dahin, und wenn er auf
die Straße trat, war er, dachte er immer wieder,
einer der letzten. Nicht nur die Arbeiter, auch die
Schüler waren alle vor ihm unterwegs. Und so

16
ging es mit seinem Tag weiter, auch wenn nichts
Besonderes geschah, vergingen seine Stunden
so schnell, dass er sich dafür schuldig fühlte.
Seine Blicke schweiften über schwarzgrüne
Waldkuppen, liefen seinen Füßen voraus über
Heuwiesen, über braungelbe Kornfelder, einzeln
am Straßenrand stehenden Apfel- oder
Mostbirnbäumen vorbei. Und ohne Grund zu
haben, mürrisch zu sein, bestellte er mürrisch
eine Apfelschorle bei seinem bevorzugten Wirt.
Als der ihm das große Glas zum Tisch brachte
und ihn fragte, wie es ihm heute so gehe, ob er
zufrieden sei, da lachte er auf, bog sogar den
Kopf zurück und lachte den Himmel an, sagte
aber kein Wort. Er hatte keinen Grund, mürrisch
zu sein, es war Sommer, und er schützte sich
vor Hitze und Schwüle, indem er die meiste Zeit
allein in seiner Dachwohnung verbrachte – mit
einem möglichen Blick bis zum Hesse-Brunnen.
Aus der Zukunft konnte er nicht mehr zurückkehren
in die Selbstvergessenheit der
Jahreszeiten. Wenn überhaupt – nur zu Wiesen,
die ähnlich waren, zu Wäldern, die ähnlich
waren, zu Tieren, die wie seine Hunde bellten,
und so nur könnte es sein mit Dach und Mauern
und Holzwänden und mit dem Erwachen am
Morgen, mit haltlosem Staunen und dem Gefühl
des Ersticken.

Er überquerte langsam den Marktplatz,
seltsam, fiel ihm ein, er war einer ohne
Verantwortung für einen Haushalt. Dabei
sahen die Radieschen knackig rot aus und
kosteten pro Bund (und ein Bund zählte etwa

zwanzig Köpfchen) nur sechzig Cent. Er kaufte trotzdem keine, aus Bequemlichkeit, aus Unentschlossenheit, vor allem aber, weil er zum Tragen und zum Essen zu faul war, zu gleichgültig gestimmt. Und doch fühlte er sich belebt von dieser Luftfröhlichkeit eines sommerlich heißen Samstags. Pfirsiche, Marillen, Kirschen und frisches Gartengemüse lagen im Schatten der schützenden Standplanen. Es war, als hätte er sich wie die anderen eindecken sollen für dieses arbeitsfreie Wochenende. Er teilte das Gefühl einer kleinen Freiheit, etwas Sonntägliches hatte ja schon dieser Samstagvormittag. Dabei wusste er, dass von dem ganzen Wochenende einzig der Samstagvormittag etwas Lebendiges an sich hatte und das Öde, die bedrückende Ödigkeit bereits am Samstagnachmittag anfing und sich bis Sonntagnachts hinziehen würde, eigentlich bis Montagfrüh, wenn das Leben neu begann. Dass er sich damit abfand, erst nach Mitternacht die Fenster zu öffnen, dass er tagsüber, wenn er einmal das Haus verließ, wie ein Urlauber an den Menschen vorbeiging, an Hauswänden vorbei, an Geschäftsvitrinen, ohne seinen Blick ruhen zu lassen. Er hatte doch die Welt zur Verfügung – und was tat er mit seiner Freiheit, mit seinen Möglichkeiten? Er sprach niemanden an, sprach keine Frau, kein Mädchen an. Er sprach nicht einmal mit sich selbst. Umso mehr freilich schaute er sich zu. Wie durch ein Fenster schaute er seiner Zeit zu, wie sie verstrich, wie sie verrann..

Er lag mit dem Rücken auf der Couch und sah das Meer vor sich und wie er mit seinen Füßen in den heißen Sand eintauchte, es war, als sähe er

18

sich selbst von außen, eine phosphoreszierende, durchsichtige Erscheinung.

Danke, sagte er, und es war niemand da, der es hören konnte, er hatte es ins leere Zimmer hineingesagt, sozusagen zu Frédéric Chopin, dessen Etüden ihm der CD-Player ins Ohr spielte, zu Chopin also, dem er seinen Dank an den Himmel, beziehungsweise an das Leben übertrug. Dank für nichts und wieder nichts oder für alles, auch dafür, dass jetzt durch das Kippfenster der Wind weht und er die Bewegung der Blätter im Wipfel einer jungen Birke sieht auf der Terrasse, die Teil des Hauses ist, in dem er geboren ist und weswegen ich hier bin: **Hermann** Hesse.

1920